

## 5. Jäger

---

### 5.1 A government out of sight

Hegel hat das Endstadium des »preußischen Prinzips« so charakterisiert:

»Der Staat muss als ein großes architektonisches Gebäude, gewissermaßen als eine Hieroglyphe der Vernunft, die sich in der Wirklichkeit darstellt, betrachtet werden.«

Dass dieser Staat »als der sich selbst bestimmende und vollkommen souveräne Wille, das letzte Sich-Entschließen ist«, sei ebenso einsichtig wie das Postulat, der staatliche Wille müsse durch eine Person, den Monarchen, ausgedrückt werden. Damit will Hegel nicht sagen, »dass der Monarch willkürlich handeln dürfe; vielmehr ist er an den konkreten Inhalt der Beratungen« – des bürokratischen Apparats – »gebunden«. Und wenn alles mit rechten Dingen zugeht, »hat er oft nicht mehr zu tun, als seinen Namen zu unterschreiben.« Gleichwohl kommt es auf seine Unterschrift an, steht sie doch für »die Spitze, über die nicht hinausgegangen werden kann«. Sprich: Die Signatur markiert den Punkt der Letzt-Entscheidung (Hegel 1986a: 449).

Regieren ist also eine Sache der Zentralverwaltung, der Souverän unterschreibt nur noch. Dieser Akt ist symbolisch wichtig und – könnte man ergänzen – die Symbolik (der »Spitze«) muss dem Volk spektakulär vermittelt werden: Krönungen, Schlösser, Paraden, Kutschen etc.pp.

Im amerikanischen Fall dreht sich das Verhältnis um. Dort bleibt der Souverän, was er sein soll, von (s)einer Administration dagegen ist

wenig zu sehen. Dahinter steckt eine Arbeitsteilung, die schon James Madison vorgeschlagen hat:

»Die Macht, die den Einzelstaaten vorbehalten bleibt, erstreckt sich auf alles, was unter normalen Umständen Leben, Freiheit und Eigentum der Bürger betrifft; desgleichen auf alle Belange, die mit der inneren Ordnung sowie dem Fortschritt und Wohlstand des betreffenden Staates zusammenhängen. Der Bund ist besonders dann gefragt und besonders wichtig, wenn Kriege ausbrechen oder äußere Gefahren drohen; wenn Frieden und Sicherheit herrschen, sind die Länder gefordert.«<sup>1</sup>

Das zentralstaatliche Wirkungsfeld wird auf äußere oder innere Ernstfälle beschränkt, den Einzelstaaten überträgt man alles andere – und damit die Mammutaufgabe, *Normalität* herzustellen. Festgeschrieben in der Verfassung (10. Zusatzartikel).

Wie kann es dazu kommen, dass eine dermaßen geforderte und beschäftigte Instanz bis vor nicht allzu langer Zeit praktisch vergessen worden ist, übersehen selbst von den eigenen Geschichtsschreibern? *A government out of sight*, auch aus dem Hirn, dabei theoretisch omnipräsent.<sup>2</sup>

Aus einem bestimmten Blickwinkel aus betrachtet überrascht dieser Blackout nicht. Wenn Hegel recht hat und Staaten das heroische Moment eliminieren, dann kann es dafür zwei Ursachen geben: eine »preußische« – danach verschwinden Helden in der Ordnung; und eine »amerikanische« – dort werden sie unter dem Chaos begraben. Konkret: Dezentral hat man religiöse oder zivile Körperschaften lanciert, den Sklavenhandel organisiert, Unterrichtsanstalten errichtet, Städte und Landkreise gegründet, Fabrikbauten gefördert, Flüsse gereinigt, Straßen und Kanäle gebaut, Geburten und Hochzeiten registriert, Wirtshäuser lizenziert, das Strafrecht entwickelt, neue Gerichte und

<sup>1</sup> [http://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed45.asp](http://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed45.asp)

<sup>2</sup> Vgl. Balogh (2009), der die Verhältnisse allerdings umdreht und die Zentralregierung als übersehene Größe behandelt. Für beide Positionen lassen sich Argumente finden.

Verwaltungen eingerichtet, Fährten betrieben, öffentliche Bauten verantwortet, Land- und anderes Eigentum des Staates verwaltet, Armen-, Kranken- und Arbeitshäuser errichtet, Polizeiangelegenheiten reguliert, dazu »many other things of the utmost importance to the happiness of their respective citizens« ins Rollen gebracht (vgl. Gerstle 2009: 66). Alles irgendwie, in irgendeiner Qualität und jedenfalls ohne bürokratische Organisation, die das Konvolut gliedert, klare Verantwortlichkeiten bestimmt oder qualifiziertes Personal einsetzt.

Für Hegel wäre die chaotische Lage das Ende vom Lied gewesen. Seiner Meinung nach können punktuelle Initiativen nicht einspringen und nichts ausgleichen: Almosen sind willkommen, doch kein Ersatz für Armenhäuser, Heiligenbilder helfen bestenfalls in Hospitälern, und Lampen mag auf Gehwegen anzünden wer will – gegen eine funktionierende Straßenbeleuchtung kommen sie nicht an. Es gibt auch kein dauerhaftes Gleichgewicht zwischen beiden »Versorgungsbetrieben« (Hegel 1986a: 388f.).

Geht es nach dem amerikanischen Credo, mag der »starke Mann« auch unter normalen (gewaltfreien) Umständen für seinen schwächelnden Staat in die Bresche springen. Allerdings wird er nicht voraussetzungslos aktiv, sondern nur dann, wenn sich *Gemeinsinn* mit *Gewinn-sucht* verträgt, entweder sachlich (wie bei Benjamin Franklin) oder zeitlich (wie im Falle Andrew Carnegies).

Franklin ist gelegentlich als »one intelligent and public spirited philanthropist« beschrieben worden (Weems 1873: 165). Ein anderer Beobachter rückt die Gewichte etwas zurecht: »Dr. Franklin acquired the art of doing everything to advantage« (Franklin 1839: 227). Die Rede ist also von einem, der es wie kein zweiter verstanden hat, öffentliche Interessen in private Geschäfte umzumünzen. Heldentat und Heldenmotiv fallen auseinander.

Den Anfang hat ein Erziehungsprojekt gemacht: *Poor Richard's Almanack*, ein bunt gemischtes Text-Sammelsurium, das von 1732 bis 1758 Jahr für Jahr in beträchtlicher Stückzahl (10.000 Exemplare) unters Volk gebracht worden ist und den Hauptzweck hatte, seine Leser vom Wert eines »industriösen« Lebens zu überzeugen. Diese Aufgabe haben zahl-

lose Aphorismen übernommen, die unter dem Titel *The Way to Wealth* (Franklin 1848) auch gesondert vertrieben worden sind.

Das private Interesse an *öffentlichen* Projekten kommt irgendwann und entwickelt sich langsam: »Ich begann nun ein wenig meine Gedanken den öffentlichen Angelegenheiten zuzuwenden«. Was kein Geld bringt, lenkt nur ab. Wenn sich Franklin hie und da für allgemeine Belange engagiert, dann kann man Gift darauf nehmen, dass sich derartige Ausflüge rechnen (sollen). Die gelegentlich erwachte Gemeinwohl-sorge basiert immer auf einer Mischkalkulation: Jede Initiative bringt das Ganze voran *und* wirft privaten Nutzen ab. Für seinen ersten Ausritt aufs neue Gelände – als stellvertretender Generalpostmeister – bekommt Franklin zwar ein »kleines Gehalt«, doch den Ausschlag dafür, den Posten anzutreten, hat etwas Anderes gegeben: nämlich sein Kalkül, ein Zeitungsverleger, der er damals war, werde vom privilegierten Einblick in den Postverkehr profitieren. Die Rechnung sollte aufgehen – der Coup warf später »ein bedeutendes Einkommen« ab, derweil es mit dem Konkurrenzblatt kontinuierlich bergab gegangen ist (Franklin 1983: 143).

Während sich hier Franklins profitliche Jagd darauf beschränkt, ein schon existierendes, *prima facie* unattraktives Amt zu übernehmen, holen andere Initiativen weiter aus und ersetzen staatliche Aufgaben oder nehmen sie sogar vorweg. Besonders weit in diese Richtung sollte sich Franklins Lese- und Diskussionszirkel »Junto« entwickeln. Ursprünglich als Bildungsanstalt für wissensdurstige Bürger geplant, hat sich diese Unternehmung bald in eine Art städtisches Wohlfahrtskomitee verwandelt, aus dessen Mitte zahlreiche Initiativen, darunter auch großkalibrige, vorgeschlagen resp. gestartet worden sind:

»The Junto was a launching pad for many public projects. Out of the meetings came proposals for the creation of the first lending library, the Union Fire Company, the University of Pennsylvania, volunteer militia, Pennsylvania Hospital among other public projects.«<sup>3</sup>

---

3 [www.benjamin-franklin-history.org/junto-club/](http://www.benjamin-franklin-history.org/junto-club/)

Wobei der Initiator nicht vergisst, darauf hinzuweisen, dass für ihn persönlich dabei mehr abgefallen ist als ein gutes Gewissen, hat ihm dieser Zirkel doch eine »bessere Gelegenheit« verschafft, Leute kennenzulernen, die sich später als profitträchtige Auftraggeber entpuppen sollten (Franklin 1983: 142).

Franklin hat in Amerika so etwas wie eine Welle ausgelöst, in vielen Bereichen, doch besonders spektakulär auf dem Bildungssektor. Zahlreiche Universitäten tragen die Namen ihrer ursprünglichen Wohltäter, darunter Brown, Carnegie (mit Mellon), Cornell, Harvard, Johns Hopkins, Juilliard, Rice, Rockefeller, Rutgers und Stanford.

## 5.2 To meet his fate like a hero

Der Jefferson, dem es im Jahr 1803 gefallen hat, den Franzosen Louisiana abzukaufen und dadurch das amerikanische Staatsgebiet auf einen Schlag zu verdoppeln, war jener »commercial expansionist«, dessen Gedanken nicht mehr ums innengeleitete Farmerleben gekreist, sondern vom Wachstums-, Zivilisations- und Fortschrittssog affiziert worden sind: Carnegies Ideal lag ihm eher als Crèvecoeurs Idyll (Appleby 1992: 291-319; Onuf 2005).

Propagiert hat Jefferson, gerade zum Präsidenten befördert, sein Projekt so:

»Wir sind ein privilegiertes Land, das genügend Raum für abertausende Generationen bietet, und in dem jedermann seine Möglichkeiten nutzen darf.«

Alle Einwohner, geht es weiter, hätten zudem das Privileg, »von einer gütigen Religion aufgeklärt zu werden«, die zwar in »unterschiedlichen Konfessionen« daherkomme, deren Gemeinsamkeit aber darin bestehe, dass sie alle »Ehrlichkeit, Wahrheit, Mäßigung, Dankbarkeit und Menschenliebe« predigen. Abgerundet werde das amerikanische Glück durch eine »weise und sparsame Regierung, die ihren Bürgern verwehrt, sich gegenseitig Schaden zuzufügen«, ansonsten jedoch